

# Das neue Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **13 (1957)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420490>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lehrer G. Küffer in vier Klassen des Staatsseminars Bern eine schriftliche Umfrage veranstaltet, und wir wissen nun, daß man in der nähern und weitem Umgebung von Bern die Stachelbeeren überhaupt nicht anders bezeichnet als mit einer Spielform von *Krusle*. So sagen alle Schüler, die

einigermaßen im Bernischen verwurzelt sind, entweder *Chroosle* (dies ist die häufigste Form), oder *Chrusle*, *Chruseli*, *Chruesli*, *Chrosla*, *Chruselbeeri* usw. Eine solche Umfrage ist sehr zu begrüßen, denn sie weckt in den Schülern die Anteilnahme an Sprachfragen. am

## Das neue Buch

---

### Schriften des Vereins „Muttersprache“ in Wien

Der Verein „Muttersprache“ in Wien, der die gleichen Ziele verfolgt wie der Deutschschweizerische Sprachverein, gibt eine auch für uns wertvolle Schriftenreihe heraus. Wir stellen davon hier zwei Hefte vor:

*Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer*: „Die österr. Bundesländer und deren Hauptstädte in ihren Namen“. 48 Seiten, Kommissionsverlag A. Sendl, Wien I. Geh. 14 Schilling, kart. 15 Schilling (ung. 2,60 Fr.).

Drei Jahrtausende österreichischer Landesgeschichte rollen vor den Augen des Lesers ab, wenn er das neue Büchlein des in Fachkreisen hoch angesehenen Vertreters der Ortsnamenkunde an der Wiener Universität zur Hand nimmt. Gleich der erste und wichtigste *Name*, Wien, führt bis in die illyrische Hallstattzeit (rund 800—400 v. Chr.) zurück. In ihr heißt der Fluß (und später die daran errichtete Siedlung) *Vedunia* (= „Waldbach“). Der Name wurde von den keltischen Nachfolgern übernommen und später an die Slawen weitergegeben (er schimmert noch in slaw. *Vieden* durch!). Der keltisch-römische Name *Vindobona* (Besitz des Kelten *Vindos* = ‚Weiß‘, also ‚Weißen-boden‘) hat damit *nichts* zu tun! Im Munde der bairischen Siedler wurde „*Vedunia*“ zu *Wenia*, *Wianne*, *Wienne* und schließlich zu unserem mundartlichen *Wean* und zum schriftsprachigen *Wien* (im ital. u. engl. *Vienna* und im franz. *Vienne* sind noch die alten Formen erhalten!). Eine sprachliche „Überlieferungskette“ reicht bei Wien von der Hallstattzeit bis ins Atomzeitalter.

Ähnlich ist es bei dem vermutlich gleichfalls illyrischen Namen *Steiermark* (zu *Steyr*), den keltischen Bezeichnungen *Kärnten*, *Linz*, *Bregenz* und dem verwandten deutschen Namen *Graz* (*Gradec* ‚Burglein‘ aus ‚Garten‘). Am Weihnachtstage 1918 wurde der Name des „*Burgenlandes*“ geboren.

Dies sind nur einige Proben aus dem reichen Inhalte. Besonders drei Dinge machen das Buch fesselnd von Anfang bis zu Ende. Nirgends bleibt Kranz-

mayer beim rein Sprachlichen stehen. Überall stößt er in die Tiefe und sucht die Deutung durch die Geschichte zu erhärten. Das zweite ist, daß er nirgends nur fertige Ergebnisse bringt, sondern daß er den Lesern die oft spannenden Wege der Wissenschaft mitgehen läßt. Die Ergebnisse werden somit nicht nur er-lesen, sondern er-arbeitet und damit zum dauernden Besitz.

*Prof. Wolfgang Pollak:* „Germanisch-romanische Sprachbeziehungen auf dem Gebiete des Staates, des Rechtes und der Politik“. 32 Seiten, 10 Schilling (ung. 1,70 Fr.).

Fremdwörter in der Muttersprache bereiten dem Sprachfreund wenig Freude. Aber gerade als Fremdkörper werden sie andererseits wichtige Sprachzeugen für das dauernde Hin- und Herfluten geistiger und materieller Kulturgüter in den europäischen Kulturen. Pollak hat sich eine bestimmte Sachgruppe (Staat) und ein bestimmtes Sprachgebiet für seine sehr aufschlußreiche Arbeit herausgenommen: Französische, englische und deutsche Geschichte steckt in verschiedenen Ausdrücken. Kaum einer denkt daran, daß die französische Revolution noch in einer Reihe von Ausdrücken lebt: Organisieren, vertagen, Koalition, Tagesordnung, Proletarier, Propaganda, Demokratie, ja Revolution selbst. Drei Musterbeispiele bilden den Schluß: Sozial(ismus), Liberal(ismus), Parlament. Wortgeschichte ist Kulturgeschichte.

**Sergius Golowin: Aus den Höhen**

Verlag „Sonnseitig leben“, Vallamand (Kt. Waadt), 1956, 16 S.

Nach dem vielbeachteten, schönen „Büchlein für die Katze“ (Buchdr. Eicher, Bern, 1955) legt uns der junge Berner Dichter mit dem fremdländisch anmutenden Namen ein Heft mit neuen Gedichten auf den Tisch. Wir wollen hier nicht zuletzt deshalb auf diese Neuerscheinung hinweisen, weil Golowin dem Stabreim neues Leben verliehen hat. Wer Lyrik liebt, die nicht nach dem Asphalt der Großstädte riecht, sondern nach der blauen Blume waldiger Höhen duftet, dem werden diese Gedichte gefallen. h.

**Hans Zopfi: „Die Verteidigung der deutschen Sprache in der deutschen Schweiz“**

Buchdruckerei A. Stutz & Co., Wädenswil. Kart., 24 Seiten, 1,50 Fr.

Wir haben es hier nicht mit einer systematisch aufgebauten Abhandlung zu tun. Das Arbeitsfeld wird vielmehr mit einem Scheinwerfer abgesucht, dessen Strahlen sich bald hierhin, bald dorthin richten. Man könnte auch sagen, daß ein Feuerwerk von Hinweisen und Überlegungen vor dem Leser abgebrannt werde.

Die Stellung der deutschen Sprache in der deutschen Schweiz ist vor allem dadurch bestimmt, daß die Mundart als allgemeine Umgangssprache gebraucht wird. Deshalb befaßt sich der Verfasser besonders ausführlich mit den Mundarten und da trifft er mit starkem Nachdruck die etwas verblüffende Fest-

stellung: „Es gibt kein Schweizerdeutsch, sondern es gibt schweizerdeutsche Dialekte.“ Es gibt nach ihm auch kein Berndeutsch, sondern — unter andern — die stadtbernerische und die emmentalische Mundart. Die Durcheinanderwirbelung der Kantonsvölker bringe allerdings eine Aufweichung und Vermischung der Mundarten mit sich, die sich vor allem in den ehemals bernischen Teilen des Kantons Aargau („nicht umsonst Kerngebiete des helvetischen Nationalbewußtseins“) und am eidgenössischen Militärplatz Thun nachweisen lasse. Noch seien aber die Mundarten in ihrer Vielfalt die herrschenden Umgangssprachen in den verschiedenen Gegenden der deutschen Schweiz; dies im Gegensatz zum Welschland, wo man die Dialekte bewußt ausgerottet habe, um die französische Schriftsprache als einzige Umgangssprache anzunehmen. Unsere Mundarten schlängen nach der Meinung vieler ein Band der Gemeinschaft um alle Schichten des Volkes. Es sei für die alte Eidgenossenschaft verhängnisvoll gewesen, daß sich das bernische Patriziat der Volkssprache entfremdet und die französische Fremdsprache als Umgangssprache angenommen habe. („Als General Karl Ludwig von Erlach am 5. März 1798 bei seiner Flucht nach dem Berner Oberland von einem Landsturmhaufen angehalten wurde, sprach er mit den meuternden Soldaten, Leuten aus Thun und dem Haslital, französisch; damit war sein Schicksal besiegelt, und man schlug ihn als Verräter mit Kolbenhieben tot.“)

Bei dieser beherrschenden Stellung der Mundart habe die Schriftsprache naturgemäß keinen leichten Stand. Der Geltungsbereich der Schriftsprache dürfe aber nicht weiter eingeschränkt werden. Der Deutschschweizer sei darauf angewiesen, in beiden Formen der Sprache zu Hause zu sein, denn „mit der Hochsprache allein kann unser deutschschweizerisches Volk am Geistesleben Europas teilnehmen“. Ganz falsch ist die Auffassung, für den deutschsprachigen Schweizer sei das Hochdeutsche eine Fremdsprache wie z. B. das in den oberen Schichten der alten Republik Bern als Umgangssprache verwendete Französisch.“ „Die bäuerliche Bevölkerung hat im Kanton Bern berndeutsche Predigten immer eindeutig abgelehnt; sie verlangt im Gottesdienst eine gehobene Sprache.“ „Otto von Greyerz verlangte für den Berner Sprachübungen in der Hochsprache und war ein Todfeind der Vermischung von Hoch- und Umgangssprache, des sogenannten Großratsdeutsch.“ — Die „Veranglisierung“, die Motorisierung und der Abkürzungsfimmel, so meint Zopfi sodann, hätten zu viele Fremdkörper sowohl in die Mundarten als auch in unsere Schriftsprache gebracht. Die Hochkonjunktur habe „einen massiven Einbruch der amerikanischen Ausdrucksform, des Angelsächsischen in das schweizerische Kulturleben“ verursacht; dies auch in der welschen Schweiz; aber dort „ist die Gegenwehr bedeutend stärker.“

Als das schlimmste Übel betrachtet Zopfi den weit herum herrschenden Irrglauben, daß man die deutsche Schriftsprache nicht besonders zu lernen und zu pflegen brauche. Er erwähnt einen Kantonsschullehrer, der ihm erklärt habe, „daß es gar nicht so notwendig sei, auf der Gymnasialstufe noch Deutsch zu treiben, denn Deutsch könnten die jungen Leute ja sowieso und von Haus aus!“ Dem Versagen der Schule gibt er die Hauptschuld an dem weitgehenden Zerfall des Sprachgefühls und des Sprachgewissens. Dieser trete bei den jungen Schweizern — siehe Rekrutenprüfungen, Abschlußprüfungen von Han-

delsschulen — als Schludrigkeit und Armut des Wortschatzes in Erscheinung. Eine bessere Note als der Schule gibt Redaktor Zopfi der Presse, indem er feststellt, „daß die Sprache unserer deutschschweizerischen Zeitungen fast durchwegs bedeutend sorgfältiger ist als die Sprache der Zeitungen in den heutigen beiden deutschen Republiken.“

Welche Heilmittel empfiehlt der Verfasser? Vorerst die Lektüre guter Schriftsteller. Insbesondere aber verlangt er vermehrte Anstrengungen der Schule, um in den Heranwachsenden das Sprachgefühl zu vertiefen und das Sprachgewissen zu wecken. Mehr Grammatikstunden! Es handelt sich vor allem darum, den schriftlichen Ausdruck zu verbessern und das „Denken in der Hochsprache“ zu üben. Die Frage der Aussprache sei daneben von untergeordneter Bedeutung. Der ganze Unterricht müsse um Muttersprache und Geschichte herum gruppiert werden, mit dem Ziel der Charakterbildung. Die französische Schweiz könne uns in der Pflege des muttersprachlichen Unterrichts auf allen Schulstufen Vorbild sein, ohne daß wir wie die Welschschweizer die Mundart verpönten sollten. „Ohne lebendiges Schulsprachbewußtsein verliert der Deutschschweizer den Zusammenhang mit seiner Kulturgemeinschaft. Wenn der Deutschschweizer aber den Zusammenhang mit seiner Kulturgemeinschaft verliert, so verelsässert er; er verfällt einem Schicksal, dem er in einigen Kantonen näher steht, als er ahnt.“

Zum Schluß streift der Verfasser die Frage, warum territorial die deutsche Sprache in der schweizerischen Eidgenossenschaft zurückweiche. Er hält vor allem das Oberwallis sowie die Stadt Bern und den westlichen Teil des Kantons Bern für gefährdet. Den Grund sieht er auch hier im mangelnden Sprachbewußtsein und er äußert sich hiezu mit einiger Härte: „Der Deutschschweizer ist allem Anschein nach manchmal nicht mehr fähig, zu seiner Sprache zu stehen. Er ist sprachpolitisch oft, sicherlich nicht immer, ein geborener Kapitulant.“! Zopfi hält die baldige Schaffung eines modernen schweizerischen Sprachenrechts für nötig. B.

## Zur Erheiterung

---

### Meister des unfreiwilligen Humors

Der Eingang zum Bahnhof findet durch den Ausgang statt.

Schließen Sie bitte die Türe, bevor Sie eintreten! Danke!

Die Zahl der Reisenden, die an einer Station aussteigen, kann nicht größer sein als die Zahl der Reisenden, die bei der Abfahrt von der vorhergehenden Station im Zug gewesen sind.      Zirkular der französischen Staatsbahnen